

Grossmama

Autor(en): **Einhauser-Heer, Thilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 22

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Großmama.

Von Thilde Einhauser-Seer.

Großmama! Sie war das Glück meiner Kindheit, das Paradies, dessen sonnige Gefilde in ungeminderter Frische leuchten bis auf den heutigen Tag. Ich sehe eine mittelgroße, gutgebaute Gestalt, einen grauen Scheitel über klaren Augen von leuchtendem Blau. Diese Augen in ihrer Milde und Jugendlichkeit, die großen einfachen Züge ihres regelmäßigen Gesichts redeten eine holde, leicht verständliche Sprache zu mir — da war kein dräuender Hinterhalt, kein Geheimnis leidenschaftlichen Fühlens, kein gewitterndes Dunkel, in dem man sich nicht auskannte — nein, rein und offen, kindlich heiter, wie ein sehnsüchtig erwarteter Ferientag, lagen Züge und Wesen vor mir.

Und Großmama und Ferien war für mein Gefühl damals ein und dasselbe. Schon vor der Schulzeit durfte ich allein aus der Stadt zu ihr ins Zürcher Oberland fahren, meine Gabseligkeiten in einem Schließkörbchen über mir verstaubt, war ich dem ländlichen Einkaufsboten, „Bot“ genannt, aus dem großen Dorf der Großmama anvertraut. Öfters während der $\frac{5}{4}$ stündigen Reise streckte er den härtigen Kopf aus dem Raucherabteil herüber ins Nichtraucher, um zu sehen, ob ich ruhig an meinem Plaze sei. Halb war dieses Umschauen mir peinlich, weil es mich so klein machte, halb wohlthätig, weil ich doch noch unsicher war, obgleich ich die Stationen dieser Fahrt am Schnürchen hersagen konnte! Bedeuteten sie doch jede einen Schritt weiter ins Glücksland, in dem ich wieder Tage und Wochen im Bereiche jener gütigen alten Augen verbringen durfte.

Zu dem liebevollen Verhältnis zu Großmama war der Grund in noch viel früheren Tagen gelegt worden. Als meine Mutter nach meiner Geburt schonungsbedürftig war, weil ich als Zweite so rasch nach dem ersten Kinde gekommen, nahm mich Großmama in Pflege und behielt mich, bis ich gehen und sprechen konnte.

Sie lebte als Witwe mit einer ledigen Tochter zusammen, und die fast überschwengliche Liebe dieser beiden einsamen Frauen überschüttete meine Kindheit mit kleinen Freuden. Dennoch faßte Großmama ihre Erziehungspflicht ernst auf, und da sie eine begeisterte Anhängerin von Aneipp war, nahm sie eifrig tägliche, kalte Abwaschungen an mir vor, auch Augenbäder und dergleichen. Und ich war keine

Freundin von kaltem Wasser, Aneipp konnte mir gestohlen werden! Aber diese Pflege verschaffte mir blühende Farben, und als ich in einem Sommer mit zum Kloster Einsiedeln fahren durfte, traten in dem schönen alten Rapperswil am Zürcher See fremde Frauen auf mich zu und schenkten mir, aus den Häusern her austretend, Heiligenfigürchen aus buntem Ton, indem sie dazu meine Backen klopfen und meine Haare lobten. Wahrscheinlich hatten mich die Beiden entsprechend herausgeputzt, was überhaupt ihre liebste Freude war; sie waren unerschöpflich im Ausfinden neuer Gebilde für meinen Anzug. Auch das weiß ich noch, daß eine befreundete Frau mich einmal in einem Zärtlichkeitssturm in die Backe biß, was ich erschreckend abscheulich fand, und worauf ich ihr immer in weitem Bogen auswich.

Zurückdenkend an jene Lebenszeit, strömt ein nie vergessener Duft zu mir her, Erde und Blumen sind darin, Gebäcke und Kaffee, frische, luftige Wäsche und Nähe geliebter Menschen. Ich sehe eine überaus anziehende Häuslichkeit vor mir, darin die alte Frau mit weiblichster Anmut schaltete. Das Haus war im Grünen gelegen, da gab es Obstbäume, Beeren und die Fülle der Blumen. Auch in den Zimmern standen Blattpflanzen, vielbesprochen in ihren Eigenheiten, liebevoll bei jedem Regen ins Freie getragen, „damit sie auch einmal atmen können, wie sich's gehört“. Am Hauseingang standen in Kübeln weiße und rote Oleander, die in heißen Sommern ein südliches Blühen entfaltet und um die es von Bienen nur so summt. Im Garten und im lustigen Keller hatte ich je eine Schaufel, und je nach der Witterung schwang ich mich stundenlang darauf, indem ich dazu lange stropfenreiche Lieder sang; dieses Singen und Schwingen zusammen war eine besondere Seligkeit für mich. Dem Obst des Gartens und den wilden Beeren in den Hecken und im Wald war ich leidenschaftlich zugetan und kannte die Reifezeit aller Sorten. Kein Verbot hinderte je mein Suchen und Ausprobieren, Großmama verstand das kindliche Verlangen, sie war wohl selbst ebenso gewesen.

Zu Ostern rüstete sie eigenhändig die Eier, ich durfte Blumen und Blätter herbeitragen, oft eine schwierige Aufgabe, wenn noch wenig Grün da war und nur an geschützten Stellen ein paar

Knospen herausguckten. Sie legte die Blüten sorgsam auf die gewaschenen schönen Landerier und band sie mit Fäden fest, bis das Ei ganz darin verschwand. Oder sie legte die schmalen schwertförmigen Blätter der Herbstzeitlose im Kreuz um das Ei und band sie fest, ähnlich tat sie mit anderen schöngezackten Blättern. Alle diese Eier kamen in einen Sud aus Zwiebel-schalen, Kaffee und Zichorienpapier, und es war für uns die höchste Spannung, ob sie geraten seien, ob besonders schöne herauskommen, ob die Farbe gut getroffen sei. Endlich war es so weit, nachdem das Kochen mir schon viel zu lange gedauert hatte. Sorgsam schälten wir die Blätter und Pflanzen ab und sahen auf rotbraunem Grunde in lichtem Gelb zarte Umrisse von Primeln, Veilchen u. dergl. abgezeichnet, weich und doch bestimmt, ganz lebendig in jeder Form, oder Schattenbilder schöner Blätter, wo sich jede Ader genau abgedrückt hatte. Diese merkwürdigen, entzückenden Eier wurden mit Speck glänzend gerieben und am Ostermorgen mit anderen roten und blauen versteckt. Wie gut, daß ich den Garten so genau kannte!

Das besondere Arbeitsbereich Großmamas war die Küche, ein größerer heimeliger Raum, in dem jedes Gerät blitzblank gehalten wurde, besonders auch der Herd, der einen abgestuften Aschenraum vor der Einschür hatte, auf dem man ganz nahe zur Herdwand sitzen und Feuer und Bratofen gut beobachten konnte. Große Fenster blinkten in der Sonne, und davor waren in lichtem Weiß zarte Vorhänge gebreitet, so daß irgend eine trübe Stimmung gar nicht aufkommen konnte. Wie lieb gewann ich jedes Stück in dieser Küche, alle die Pfannen, Ziegel, Schüsseln und Plättchen, auf denen so duftende Sachen entstanden und in lieblich beblühtem Porzellan auf den Tisch kamen! Da gab es Abwechslung genug den Tag lang für meinen Schnabel. Was durfte ich nicht alles versuchen und ausschlecken, flüssig — fest, heiß — kalt, süß — sauer, gemischt! Morgens früh schon knarrte die Kaffeemühle, und bald darauf roch es köstlich durchs Haus, es gab dazu Brot und Butter mit selbstbereiteter Marmelade und Gefülz. Zu Mittag entstanden sorgsam bereitete Suppen, Fleisch und Gemüse wurden appetitlich gepuzt und gebraten und vielerlei Tunken dazu gerührt. Nach der Mahlzeit in der Küche kam der schwarze Kaffee mit Rahm und einem kleinen Gebäck, Guzi, im guten Zimmer

oder im Garten an der Sonne, und immer war dies ein Stündchen der Entspannung und Erholung für alle. Großmama machte kleine Späße, brachte Überraschungen, es kamen auch Bekannte dazu, eine urgemütliche, lebensfrohe und zärtliche Stimmung umschloß uns in wortloser Daseinsfreude. Erst jetzt erkenne ich, daß in jenem Kreise so etwas wie Klatsch vollkommen fehlte, ein gutes „Leben und Lebenlassen“ war der Grundton der Gespräche.

Fröhlich ging es wieder ans Aufräumen, ich half das Geschirr trocknen, und dabei unterwies mich Großmama in vielen kleinen Haushaltsdingen und senkte nebenher allerlei Lehren in das empfängliche Gemüt. Besonders von Sauberkeit und Ordnung war viel die Rede, und wie das einem auch in anderen Dingen helfe, von denen ich heut noch nichts wisse. War alles wieder geordnet, blitzten auf den Wandbrettern die Reihen der Kannen, Teller und Tassen wie ein Aufmarsch strammer lachender Familien in Reih und Glied, so machte Großmama sich selber schön. Das tat sie mit großer Sorgfalt, mit Sammlung und einer Art Festlichkeit, die aber gar nicht nach dem Beifall anderer Menschen schielte, nur so, als wolle sie auch dieses anvertraute Gut, die eigene Erscheinung, zu möglichster Vollkommenheit ordnen. „Eine Witwe müsse besonders auf sich halten, weil sie allein sei und ihr niemand etwas sage“. Sie hatte eigene auserprobte Methoden, um auch den zähesten Erdenstaub loszuwerden, und besaß das urweibliche Vermögen, auf die unscheinbarsten Dinge einen Glanz zu breiten.

Großmamas Kleider sah ich furchtbar gern, sie waren nur wenig verschieden von denen anderer Frauen, aber doch trugen sie ganz ihr Gepräge. Sie waren weit und faltig am Rock, anschließend und schön geformt am Leibchen; am Hals, dem Gesicht zu, war meist eine helle Spitze oder Stickerei, von einer alten Brosche zusammengefaßt; die Stoffe waren unauffällig, weich und fein, nie stießen sich darin die Farben, alles Grelle fehlte, und wenn ich einen Gesamteindruck zurückrufe, so kommt ein „pensée“-haftes, samtenees Dunkelblau heraus. Frisch, ruhevoll gütig und mir unendlich anziehend nahm sie dann nachmittags ihr Strickförmchen, und wir wandten uns dem Wald zu. Darin war unser Geschmack ganz der gleiche: der Wald ging uns über alles. An den letzten Häusern des Dorfes vorbei, von Nachbarn freundlich gegrüßt, schritten wir eifrig aus, die Großmama

in anmutigem Gleichmaß, ich immer wieder abbiegend, um eine Blume zu pflücken oder etwas an der Erde zu gucken, Hecken, Gestrüppe, Wassergräben und Erdlöcher zu untersuchen. Was für verschiedene Düfte, was für merkwürdiges Tier- und Pflanzenleben gab es da! „Du Unband, du Madlee, du Trippstrill!“ schalt sie mich scherzend, wenn ich wieder an ihrer Seite war, und ich höre noch ihre liebe Stimme, darin so viel fröhliches Einverständnis zu diesen unschuldigen Wildheiten mitklang.

Wurde der Weg einsam und näherte sich der rauschende, duftströmende Tannenwald, so begann sie zu singen, und ich fiel ein. Viele, fast alle Volkslieder sind mir auf diesen Gängen zu eigen geworden, und zwar tiefer und nachhaltiger zu eigen, als je später in den Schulstundestunden. Großmama, deren Altstimme fest und klar und sehr melodisch klang, sang weniger die melancholischen Lieder, die mir später die liebsten wurden, sie wählte meist frohe, wandermäßige, Jahreszeit und Natur lobende. Im Wald setzte sie sich auf ein trockenes Stück Boden oder einen Baumstumpf und ließ die Nadeln klappern, während ich ab und zu sprang. Ich erfand Spiele, legte zwischen den Wurzeln der Tannen Gärten und Häuschen an aus Moos, bevölkerte sie mit Märchengestalten, ließ Gewitter und Sturm hereinbrechen oder Tag und Nacht abwechseln. Ich kochte, die Eischalen waren meine Kaffeetassen, und oft bot ich meiner Gefährtin den Labetrunk. Manchmal mußte sie mittun im Reigen und Fee, Zauberin oder Hexe sein. Auch meine Predigten, gereimt und ungereimt, von irgend einer Baumkanzel aus, richteten sich an sie und brachten sie viel zum Lachen. Erst wenn es kühl wurde und die Schatten einfielen, eilten wir nach Hause, die Arme voll Grün und Blumen, heiteren Sinnes, beglückt, friedlich ruhsam in tiefem Einklang.

Großmama war eine Schmiedstochter vom Lande, in einem großen Geschwisterkreis bei tüchtigen Eltern aufgewachsen; sie hatte früh geheiratet, einen Mann aus vornehmerm Hause, dem ihre Schönheit aufgefallen war. Von Beruf war er Maschinzeichner in der großen Fabrik am Ort und ein erfolgreicher Erfinder neuer Modelle (die zum Teil heute noch im Gebrauch sind). Er war wohl immer eine Art höheres Wesen für sie geblieben, eine stille, zarte Natur, künstlerisch begabt; sein Wildermalen

und Segeln in der Freizeit blieb ihr vielleicht eine fremde Welt. Aber sie füllte den Platz an seiner Seite mit allen Gaben eines Naturkundes aus und schenkte ihm vier wohlgewachsene, begabte Kinder. Früh starb er von ihnen weg, und nun hatte sie ihren auf religiösem Grund ruhenden Lebensmut bitter nötig. Mit gesammeltem Ernst ging sie am Sonntag zur Kirche, nachdem zuerst ihr Heim in sonntäglichen Schimmer getaucht worden war, ihr schwarzes seidenes Kleid machte sie feierlich, in den Händen trug sie das silberbeschlagene, samtene Gesangbuch und darauf ein Spizentaschentuch, mit einigen Tropfen kölnisch Wasser beträufelt. Gläubig hingegeben sang sie den Gemeindegesang mit, nahm die Predigt in sich auf; alle Leute grüßten sie, wenn sie die Kirche verließ und ich ihr entgegen sprang, um sie abzuholen. Großmama war wohlthätig und half auf eine leise Art in ihrem Umkreis, sie war den Menschen gut, ohne sie viel zu brauchen.

Es kam eine Zeit der Trennung, wo ich auf fremden Schulen und im Ausland war und nicht mehr oft bei Großmama. Als ich dann als erwachsenes Mädchen zurückkam, fand ich die geliebte Frau schwach und zart geworden. Behrendes Leiden hatte sich auf sie geworfen, und immer mehr schwand ihre köstliche Frische dahin. Doch auch jetzt blieb sie die Tapfere, die ihre Pflegerinnen tröstete, den Arzt mit einem Scherzwort empfing. Zu mir sagte sie: Wie gerne hätte ich noch erlebt, Kind, was einmal aus dir wird! Sie war dem Leben und meinen Eltern dankbar, daß ich in dieser Zeit bei ihr sein durfte. Staunend erlebte ich jetzt, welche tiefe Kraft in ihrer Seele daheim war. Hatte sie in frohen Tagen mit vertrauender Stimme gesungen: „Harre meine Seele, harre des Herrn, alles ihm befehle, hilft er doch so gern!“, so tat sie nun nach diesem Wort in der harten Wirklichkeit ihrer Schmerzen und trug ihr Leiden mit immer gleicher Geduld.

Es war Ostern, als sie, siebenzig Jahre alt, von uns ging, schwer verfinsterte sich damals das Leben für uns, aber ihr Bild und Wesen wirkt weiter in allen, die sie kannten, wie etwas Lichtes, Starkes, Unvergängliches. Noch immer fallen Sonnenstrahlen in meine Tage aus jener hellen Kinderzeit und erfüllen mich mit Dank gegen das Leben, das eine solche Großmama schenkte.